



63. Jahrgang

Nr. 249

Juni 2021

Mitteilungsblatt der Bundesheimatgruppe
des Kreises Namslau/Schlesien
einschließlich des Reichthaler Ländchens
NAMSLAUER HEIMATFREUNDE e.V.
Sitz: E u s k i r c h e n

www.namslau-schlesien.de



Das malerische Namslau: Die Hintergasse
Nach einer Federzeichnung von F. Peffschelt, Namslau.



LANDSMANNSCHAFT
SCHLESIEN
Nieder- und
Oberschlesien e.V.

Schlesische Nachrichten

Zeitschrift für Schlesien

Herausgeber: Landsmannschaft Schlesien – Nieder- und Oberschlesien
Dollendorfer Str. 412, 53639 Königswinter, Tel. (0 22 44) 92 59-0, Fax (0 22 44) 92 59-290



**Schlesien bleibt unser Auftrag
Unsere Heimat heißt Schlesien
Wir lieben Schlesien
Wir halten Schlesien die Treue
Wir bekennen uns zu Schlesien
Schlesien lebt und muß überleben**

Darum die „SCHLESISCHEN NACHRICHTEN“
Darum die ZEITSCHRIFT FÜR SCHLESIEN

Ganz Schlesien, von Görlitz bis Kattowitz, ist Inhalt dieser Zeitung. Wir informieren über Schlesien gestern und heute, wir diskutieren über die Zukunft Schlesiens. Wir berichten über unsere Landsleute in der Heimat und das deutsch-polnische Verhältnis. Unsere Landsleute in Mitteldeutschland können zum ersten Male seit über 30 Jahren mitreden und mithandeln. Geschichte und Kultur, landsmannschaftliche Aktivitäten und die Tagespolitik, aber auch die Ansprache des unverwechselbaren schlesischen Gemüts sind Inhalt des offiziellen Organs der Landsmannschaft Schlesien – Nieder- und Oberschlesien -.

Jedes Abonnement der **Schlesischen Nachrichten** (erscheinen einmal im Monat) erhöht die Auflage. Auch Patenschaftsabonnements für unsere Landsleute in Mitteldeutschland und in der Heimat sind willkommen und dringend geboten.

Es gibt keine bessere **Zeitschrift für Schlesien**.

Schlesische Nachrichten

Dollendorfer Straße 412, 53639 Königswinter (Heisterbacherrott) Tel. 02244 / 9259 – 0 Fax: -290
nachrichten@schlesien-Lm.de

Hiermit bestelle ich ab _____ (Monat/Jahr)

_____ Abonnement(s) der **Schlesischen Nachrichten** (+ rückwirkende Ausgaben Nr. _____)

Lieferbedingungen: Jahresbezugszeit ist das Kalenderjahr. Jährlicher Bezugspreis 49,- €, Einzelpreis 4,50 €. Zahlung nur nach Rechnungserteilung. Abbestellung nur bis zum 30. Nov. eines laufenden Jahres für das kommende Jahr sowie im Falle von Preiserhöhungen möglich.

Name: _____

Anschrift: _____

E-Mail _____

Tel.: _____

Datum: _____ Unterschrift: _____

Dieser Abonnementsauftrag kann innerhalb von 14 Tagen ab Bestellung schriftlich an obige Anschrift widerrufen werden. Zur Fristwahrung genügt die rechtzeitige Absendung.

Unterschrift des neuen Abonnenten

Wir empfehlen den Bezug der Schlesischen Nachrichten sehr!

Bestellschein

Vorstand der Namslauer Heimatfreunde e.V.
Gebr.-Wright-Str. 12

53125 Bonn

Hiermit bestelle ich gegen Rechnung

_____ Exemplar(e) des Bandes **DAS REICHTHALER LÄNDCHEN**
(100 Seiten) von Ursula Lange
zum Preise von 3,00 EURO zuzüglich Versandkosten

Name, Vorname: _____

Straße, Hausnummer: _____

PLZ, Wohnort: _____

Datum, Unterschrift: _____

Beitrittserklärung

Name: _____ geborene: _____

Vorname: _____ Beruf: _____

geboren am: _____ Geburtsort: _____

letzte Heimatanschrift: _____
(in Kreis oder Stadt Namslau)

jetzige Anschrift: _____
(PLZ) (Ort) (Straße/Hausnummer)

erklärt hiermit seinen/hren Beitritt zum Verein Namslauer Heimmattreunde e. V.
vom _____ ab und wird einen Jahresbeitrag (mindestens 7,50 EURO)
von EURO _____ auf das folgende Vereinskonto einzahlen:

Kreissparkasse Euskirchen - IBAN = DE83 3825 0110 0002 6135 45; BIC: WELADED1EUS

_____ (Ort und Datum) _____ (Unterschrift)

Inhaltsverzeichnis

Werbung für die Schlesischen Nachrichten	01
Bestellschein, Beitrittserklärung	02 – 03
Inhaltsverzeichnis	04
Erstes digitales Deutschlandtreffen	05 – 08
Als Flüchtling unterwegs (2. Teil)	08 – 34
Allerlei Aberglauben im alten Schlesien	34 – 42
Festschrift „70 Jahre Landsmannschaft Schlesien“	43
Familiennachrichten	44 – 56

1880

50

1930

G. KUSCHE / Kürschnermeister

Fernruf 86 **NAMSLAU** Ring 1

empfehl^t seine **PELZWAREN** äußerst preiswert
und hergestellt aus nur besten, gesunden Fellen, daher auch viele Jahre tragbar.

Damen-Pelz-Mäntel von einfacher bis zur elegantesten Ausführung – Anfertigung
nach Maß in jeder gewünschten Pelzart – Sport-, Geh- und Fahr-Pelze in allen
Preislagen – Pelzjacken, Pelzwesten, Füchse, Pelzkragen und Muffen – Pelzhüte
und Pelzmützen für Damen und Herren – Wagendecken – Fellvorleger – Fuß-
säcke – Lederbekleidung – Hüte – Mützen – Handschuhe usw.

Felle jeder Art, Pelz-Futter und Pelz-Besätze in großer Auswahl
Zwanglose Besichtigung erbeten!

Pelzaufbewahrungs - Annahme
und Versicherung gegen Feuer, Diebstahl, Wasserschaden und Mottengefahr

Liebe Landsleute,

wegen der Coronasituation kann es leider kein Schlesiertreffen, wie wir es gewohnt sind, geben.

Die Landsmannschaft Schlesien sah jedoch in der Absage des Treffens oder einem späteren Termin keine Lösung. Stattdessen wurde entschieden, zu einem ersten digitalen Deutschlandtreffen am 26. Juni 2021 einzuladen.

Nähere Informationen dazu geben wir Ihnen nachstehend:

The banner features a dark blue background. At the top left, the text 'Erstes digitales Deutschlandtreffen' is written in white, with 'Erstes digitales' in a smaller font above 'Deutschlandtreffen'. To the right of this text is a red shield with a white horse. Below the main title, the date '26. Juni 2021' is written in white, followed by 'Aus dem Hannover Congress Centrum' in a smaller white font. The central element is a white map of the region of Schlesien, outlined in black, with numerous red dots representing various cities. The map is bordered by the Oder river to the north and the Neisse river to the south. To the left of the map is the European Union flag (a circle of twelve gold stars on a blue background). Below the map, the text 'Schlesien verbindet' is written in a yellow, cursive font. To the right of the map are two heraldic shields: a yellow shield with a black eagle and a blue shield with a yellow eagle and crossed hammers.

Besuchen Sie uns auch auf Youtube und Facebook unter Landsmannschaft Schlesien

**Deutschlandtreffen als Digital-Veranstaltung
Sonnabend, den 26. Juni 2021
ab 11.00 Uhr Live-Übertragung
aus dem Hannover Congress Centrum (HCC)**

So können Sie dabei sein:

Das digitale Deutschlandtreffen wird am 26. Juni 2021 ab 11.00 Uhr live auf dem YouTube-Kanal und der Facebook-Seite der Landsmannschaft Schlesien übertragen. Besuchen Sie die Social-Media-Kanäle der Landsmannschaft im Internet oder scannen Sie einfach mit Ihrem Smartphone einen der folgenden QR-Codes.



 www.youtube.com
Suchbegriff „Landsmannschaft Schlesien“



 www.facebook.com/LandsmannschaftSchlesien



Grußwort
des Bundesvorsitzenden der Landsmannschaft
Schlesien – Nieder- und Oberschlesien e.V.

Schlesien verbindet – auch im Internet. Erstmals in unserer Geschichte gibt es die Gelegenheit, sich weltweit live das digitale Deutschlandtreffen anzusehen.

Landsmannschaftliche Gruppen können sich entsprechend der örtlichen Coronaauflage mit Beamer, Internet und Laptop treffen und gemeinsam die Übertragung aus Hannover ansehen. Immer mehr auch ältere Landsleute beschäftigen sich heute mit den neuen Medien und nutzen sie für sich und ihre landsmannschaftliche Arbeit. Gemeinsam in der Familie kann von zu Hause unser digitales Treffen live verfolgt werden. Das schafft Gemeinschaft, die die künftigen analogen Deutschlandtreffen wieder wachsen lassen, weil sie zu Familientreffen werden. Oft schien es schwierig, Kinder und Enkel für die gemeinsame Arbeit zu gewinnen. Jetzt besteht die Chance, auch der jüngeren Generation zu zeigen, was unsere Heimat ausmacht. Schlesien verbindet Jung und Alt. Lassen Sie sich von Ihren Enkeln und Urenkeln bei der technischen Umsetzung helfen.

Die positive Wirkung unserer Aktivitäten im Netz ist bereits spürbar. Ein bundesweites Netzwerk Junges Schlesien hat sich zusammengefunden und wächst weiter. Man trifft sich in Internet-Konferenzen, plant Fahrten nach Schlesien und man kann sich wenigstens am Bildschirm sehen.

Alle Landsleute sind aufgerufen, mitzumachen, offen für Neues zu sein. Jede Gruppe vor Ort kann von dieser Offensive profitieren.

Nur eine bundeweit präsente, starke Landsmannschaft Schlesien ermöglicht die gesellschaftliche Relevanz, die unserer Heimat gebührt.

Stephan Rauhut
Bundesvorsitzender der Landsmannschaft Schlesien –
Nieder- und Oberschlesien e.V.

Als Flüchtling unterwegs

von Lothar Kolle

(Auszug aus seiner Autobiographie „Mein Leben“)

Vorbemerkung

Im Namslauer Heimatruf Nr. 243 brachten wir unter der Überschrift „Meine Kindheit in Namslau“ einen ersten Auszug aus der Autobiographie „Mein Leben“ von Lothar Kolle. Heute soll ein zweiter - leicht gekürzter - Teil folgen:

Als Flüchtling in Österreich

Ich beginne hier, meine Zeit als etwa elfjähriger Flüchtlingsjunge in Österreich zu schildern. Dort lebten wir über ein halbes Jahr. Der Raddampfer fuhr bei längst eingebrochener Dunkelheit über den mir damals noch völlig unbekanntem Wolfgangsee. Wir waren in Strobel aus der Kleinbahn geklettert. Meine Tante Gretel - sie ist die jüngste Schwester meines Vaters gewesen - meine Mutter, mein kleiner Bruder Gerold und ich. Unser gemeinsames Gepäck bestand aus etwa 20 Teilen! Und es war schwer, immer alle Koffer und Taschen und Kissenbündel zusammen zu halten. Da wir die voran gegangenen Tage und Nächte

im Eisenbahnwaggon immer auf dem Gepäck sitzen oder liegen mussten, sah manches Gepäckstück sichtbar ramponiert aus.

Ein Koffer und eine Tasche waren tagelang unsere einzige Proviant-Küche, denn es gab unterwegs keine Möglichkeit, sich etwas Essbares zu ergattern. Zweimal oder dreimal hatten wir auf großen Bahnhöfen von NSV-Frauen oder vom Roten Kreuz etwas Pfefferminztee oder auch mal Muckefuck erhalten. Mutter hatte so unerfahren und unpraktisch gedacht, dass wir jetzt nicht einmal eigene Tassen oder Bestecke hatten. Wir hätten diese aus Lauban in Schlesien, wo wir uns vorher zehn oder elf Tage bei Onkel Willi und Tante Lenchen aufhielten, mitnehmen können.

Dort in Lauban in West-Niederschlesien waren wir auch nach voran gegangenen drei Wochen auf Pferde-Treck und Strohlagern – einer schier unbeschreiblichen Odyssee, die wir durchgemacht hatten – auf Tante Gretel gestoßen. Sie war schon vierzehn Tage in Lauban und hatte sich ängstlich gefragt, wo wohl ihre Schwägerin Erna mit ihren beiden Jungen abgeblieben sein mag. Telefonverbindung und Post gab es längst nicht mehr im Kampfgebiet, aus dem wir vorher kamen.

Wir können unsere Vergangenheit nicht ändern. Die Schäden, die uns damaligen Kindern zugefügt wurden, lassen sich wohl nicht ungeschehen machen!

Aber ich will das nicht nur von der negativen Seite sehen. Jedem ist sein Leben gegeben. Keiner weiß mit Sicherheit, wo sein Menschsein herkommt, seine Seele, ja sein ganzes Sein wirklich beginnt. Ich weiß zwar glücklicherweise, wer meine Eltern sind. Viele in meiner Generation und in den Jahren unmittelbar, in

denen ich geboren bin, sind im Sturm der Zeit auf die Welt gekommen. Sie wissen nicht, wer ihr Vater ist! Andere sind als Waisenkind aufgewachsen und suchen und suchen. Wir kennen, über den Kopf und Intellekt betrachtet, die physikalischen Zusammenhänge, die unsere Gene betreffen. Wir wissen auch, als Erwachsener zurückblickend, unser Milieu und die Umstände, in die wir hineingeboren sind, ungefähr einzuschätzen. Damals gab es parallel zu meiner Lebensgeschichte soviel noch größeres Kinderleid, von dem ich zu dem Zeitpunkt nichts wusste oder nichts ahnen konnte!

In manchen Momenten erkenne ich dann wieder, dass mir das alles gegeben wurde, um daran zu wachsen: Aus der Unerfahrenheit wurde Erfahrung, aus dem Unsinnigen wurde Sinnhaftes, kurz: aus dem Wort „Unsinn“ wurde mir nur die Anfangssilbe weggenommen. Und so hat sich vieles in meinem Leben zum Positiven gestaltet.

Ich denke dabei auch an die Vergangenheit der Hierarchie der Schulen und Kindergärten und der Kirche, die nur wenn wir stark genug waren, uns die Möglichkeit gaben, uns zu einem in mancher Hinsicht individuellen, „ungehorsamen“, selbständigen Menschen zu entwickeln.

Die Zeit in St. Wolfgang

Als wir am frühen Morgen in den Bahnhof von Linz einfuhren, dachte wohl niemand an „Linzer Torte“. Ursprünglich sollte es einem Gerücht zufolge auf diesem Bahnhof eine warme Mahlzeit der Volksküche geben. Aber nichts dergleichen geschah. Es blieb ein Gerücht.

In der vergangenen Bombennacht wurden alle vorbereitenden Maßnahmen der Volksküche der NSV

zunichte. Erst zwei Stunden später bekamen wir etwas Pfefferminztee oder Muckefuck gereicht. Mehrere Schwestern vom Roten Kreuz gingen mit Waschschüsseln von Waggontür zu Waggontür, um einigen Leuten die Möglichkeit zu geben, sich die Hände zu befeuchten.

Eine hochschwängere Frau wurde von Rote-Kreuz-Schwestern eilig in das Bahnhofsgebäude getragen. Der Zug fuhr erst weiter, nachdem er eine zweite Lokomotive zur Verstärkung für die österreichischen Berge erhalten hatte.

Dazu muss ich sagen, dass ab Lauban meine Tante Gretel mit auf unserer Reise war. Unsere kleine Familie bestand also aus Tante Gretel, Mutter Erna, meinem kleinen Bruder und mir.

Diese ungewisse Fahrt endete später im Salzkammergut, genau in Sankt Wolfgang. Dazwischen waren wir in eine Kleinbahn und später auf einen Raddampfer umgestiegen.

Da wir tagelang und nächtelang auf unserem Gepäck sitzen und liegen mussten, sahen einige Koffer und Taschen recht ramponiert aus. Wir hatten die letzten Tage nur aus unserem „Fresskoffer“ gelebt. In einer Einkaufstasche hatte Mutter einen großen, geräucherten Schinken verstaut. Von dem schnitt sie uns kleine Scheiben ab.

Wenn es bisher noch nicht so klar erkennbar war, wurde es nun deutlich: Meine Tante Gretel wurde von jetzt an „der Mann im Haus“. Mal abgesehen davon, dass ich mich mit meinen knapp elf Jahren auch schon verantwortlich fühlte. Gretel stachelte mich immer an. Ich sollte wacher und nicht mehr so traumwandelnd durch das Leben gehen.

Und ich muss es sagen, hier in St. Wolfgang begann für uns alle die nackte Realität des Lebens, unseres Lebens und Überlebens.

Meine Mutter war in manchen Augenblicken unseres jetzigen Daseins recht verzagt.

Später gab es auch Tage, wo Gretel melancholisch, ja fast depressiv, wurde. Dann ging es aber hauptsächlich um die bange Frage, ob ihr Mann, der in Breslau als gerade Fünfzigjähriger beim Volkssturm bleiben musste, noch am Leben ist. Nachrichten darüber gab es weit und breit nicht. Wir hatten jetzt und auch die folgenden Monate hier in St. Wolfgang kein Radio oder andere Verständigung von und nach draußen. Es gab immer nur Gerüchte.

Wir schliefen in der Schule des Ortes, die sich gleich neben der Kirche befand, auf Strohsäcken. Sie war zu der Zeit die einzige Schule in St. Wolfgang. Die ortsansässigen Kinder hatten dafür Schulfrei. Eine schnell errichtete Volksküche sorgte für eine spärliche Verpflegung. Doch nach den entbehrungsreichen Tagen und Wochen auf der Flucht war es ein erheblicher Fortschritt für uns Vier. Außerdem waren die Speisen neuartig, eben österreichisch wohlschmeckend, nur leider in zu kleiner Menge und sehr mager. Wir fingen an, wirklich zu hungern!

Wir aßen dann bald im Hotel „Weißer Hirsch“, das sich ganz zentral gegenüber vom Weißen Rössl befand. Dabei wurden immer irgendwelche Markenabschnitte von unseren Lebensmittelkarten, die wir noch besaßen, abgeschnitten. Es waren damals so genannte Reisemarken, die noch galten. Ich weiß es noch, ein SA- Mann, der, wie sich dann bald herausstellte, zugleich der Ortsbürgermeister war, kümmerte sich um die etwa 150 Flüchtlinge, die hier angekommen

waren. Er hatte wohl uns alle ein bisschen in seinem Blickfeld.

Dabei zeigte er einen leicht angedeuteten österreichischen Charme, der auch mir als kleinen Jungen irgendwie gefiel und dessen Eigenart ich bisher noch nicht kannte. Ich betone das kleine Phänomen hier bewusst, weil ich später noch eine andere Situation beschreiben werde, die mit diesem Manne verknüpft ist.

Tante Gretel in ihrer leicht charmant-auffallenden Art war dann eine von den Ersten der Flüchtlinge, der es durch ihn gelang, zwei möblierte Zimmer in einer Pension zu ergattern. Natürlich hatten die Zimmer ihren Preis. Aber Gretel sparte in dem Falle nicht. Wir wohnten also schon nach etwa fünf Tagen in der Pension M., ziemlich im Stadtkern auf einer kleinen Anhöhe gelegen. Frau M. war eine kleine, sehr nach vorn gebeugt gehende ältere Frau mit zwei verheirateten Töchtern, deren Männer zu der Zeit als Offiziere an der Front waren. Ein Schwiegersohn war Österreicher, der andere war Deutscher.

Der Ausblick aus unseren Fenstern war betörend und unmittelbar auf den Wolfgangsee gerichtet. Es war Winter mit herrlicher Schneelandschaft. Jenseits des hier fast zwei Kilometer breiten Wassers befand sich das Panorama einer bezaubernden Berglandschaft mit gigantischen Bergriesen und einigen kleinen Gletschern.

Da die Zimmer sonst wohl nur im Sommer vermietet wurden, hatten sie keine Doppelfenster und keine Heizung. Wir befanden uns in den ersten März-Tagen. Das Haus hatte kein Bad und kein heißes Wasser aus der Leitung. Die Wirtin war wohl bereit, uns heißes Teewasser zu geben, aber man musste sie immer darum schön bitten. Sie wohnte ganz unten im Keller.

Ich als der ältere von uns Jungen musste meine anfängliche Schüchternheit überwinden und als Erster hinabsteigen und bei der alten Dame an die Wohnungstür klopfen. Beim ersten Mal rührte sich nichts. Ich klopfte noch einmal: Keiner rief herein oder kam an die Tür. Diese war an diesem Tag nur leicht angelehnt und ich fühlte mich ertappt, vorsichtig in den Raum zu gucken, indem ich der Tür einen kleinen Schubs verpasste: Ich blickte in ein gemütliches Wohnzimmer, so schön und anheimelnd, wie wir es zu Hause in Namslau hatten. Eine angenehme und behagliche Wärme kam aus dem Raum und erfüllte mich mit stiller Wehmut und etwas Neid. Ich fand unser Flüchtlingsdasein als sehr ungerecht.

„Was wünschst Du, bitte, mei Buer?“

fragte eine brüchige Frauenstimme hinter mir.

Es war die Stimme von Frau M., die mich von der Seite aus ihrem für Kinderaugen hässlich-runzigen Gesicht, mit einem listig-freundlichen Augenpaar mittendrin, anschaute.

„Grüß Gott Frau M., meine Mutter lässt fragen, ob Sie uns eine Kanne heißes Wasser bereiten können“.

Ja, sie könne, das ginge eben. Sie schaute mich dabei etwas gleichgültig an und verschwand lange Zeit hinter ihrer Tür.

Gefühlte viele Minuten mussten vergangen sein. Ich wartete und wartete vor der von ihr wieder leicht angelehnten Wohnzimmertür. Dabei muss ich wieder in meine Betrachtungsweise, in der mir besonders mein und meiner Familie widerfahrenes Flüchtlingsdasein bewusst wurde, gefallen sein. Ich stand vor einer Wohnungstür, wo andere wie selbstverständlich ein und aus gingen und gemütlich zu Hause waren. Ich hingegen, als Flüchtlingsjunge aus einigermaßen guter Familie, stand wie ein Bettler vor der Tür fremder Leute. Man hatte mich nicht herein ins Warme gebeten.

Endlich hörte ich es hinter der Tür rascheln und klappern. Frau M. öffnete von innen ihre gemütliche Klause und erschien mit einer Kanne heißem Wasser.

„*Vergelt's Gott, danke schön*“, sagte ich wohl. Ich hatte schon einige landesübliche Worte mir erarbeitet, und galt auch sonst als ziemlich höflicher Junge.

Wir hatten nur die zwei kleinen Schlafzimmer ohne Heizung oder Ofen. In unserem Zimmer standen zwei Drahtbetten, wie Ehebetten aneinandergeschoben. In Tante Gretels Zimmer, das noch wesentlich kleiner war, befand sich nur ein Bett.

Nach langem Verhandeln und Hin und Her bekamen wir von der Wirtin die Erlaubnis, auf eigene Kosten einen Kanonenofen in unserem Zimmer zu installieren. Und da machten wir die Bekanntschaft mit Herrn A., einem freundlichen Ofensetzer, dessen Sohn, wie sich bald im Gespräch herausstellte, bei der Wehrmacht an der deutschen Ostfront sein sollte.

Frau A., mit der Tante Gretel und ich bald bekannt gemacht wurden, lieh uns vier alte Teller und, wenn ich mich nicht irre, auch drei Tassen und Besteck. Wir hatten nur ein „Blechtippel“ und sechs silberne Teelöffel - letztere mit meinen Initialen L K - aus Schlesien mitgebracht. Einen Kochtopf erwarb meine Mutter bei unserem täglichen Kolonialwarenhändler. Der hieß übrigens auch A. und verkaufte neben einigem Hausrat besonders Leberkäse, Margarine, Butter, Nudeln und Erdäpfel. Aber alles nur auf Lebensmittelmarken. Ich meine, in dem Laden gab es keinen Mann. Dafür waren zwei geschäftige Frauen hinter dem Ladentisch.

Als meine Mutter aus ihrer Geldbörse einen etwas zerknitterten Gutschein für einen Kochtopf hervorzog und auf einen von etwa drei in dem Laden

vorhandenen Töpfe zeigte, begann die Ladenchefin energisch zu protestieren. Sie sagte etwa:

“Nei, den Topf kann ich Ihnen nit aufi geben, die Fabriken stellen keine Töpfe mehr her und i krieg für diese Gutschrift kei Ersatz. Die Fabrik baut nur noch Kanonen“.

Obwohl meine Mutter - ich stand in dem Moment neben ihr in dem kleinen Laden - bei weitem nicht so energisch bestimmend auftreten konnte wie Gretel, setzte sie sich auf ihre Art durch. Mutter fing an, zu jammern und ihre Not zu schildern, was die Verkäuferin, wenn überhaupt, nur leicht berührte. Doch als Mutter Erna mit einem großen Geldschein wedelte, der ungefähr das Vierfache des angegebenen Kochtopfpreises ausmachte, kam das ersehnte Küchengerät dann doch über den Tresen in unseren Besitz. Wir wurden auch in der folgenden Zeit gute Kunden dieses Ladens.

Es stellte sich aber bald heraus, dass der Topf zu klein für unsere vierköpfige Familie war. Wir brauchten einen großen breit und flach liegenden Suppentopf, in dem man außer Mehlsuppe oder Grießbrei auch einmal Fleisch braten konnte. Und er musste genau auf den Kanonenofen passen, wenn man die oben befindliche Eisenplatte des Ofens entfernte, um das Feuer direkter und intensiver ausnutzen zu können. Und auch diesen Topf beschafften wir uns schließlich, indem Gretel der anderen Frau A., nämlich der Ehefrau unseres freundlichen Ofensetzers, unser Leid klagte. Die liebe Frau lieh uns daraufhin einen ihrer besten Kochtöpfe.

Die Ofensetzer-Familie war sehr christlich eingestellt. Das sollte sich noch für uns erhärten, als wir bald in den nächsten Tagen zu ihr ins Haus - zu einer “Familienfeier“- eingeladen wurden. Die Familie hatte,

so glaube ich es noch zu wissen, eine Feldpost-Nachricht von ihrem Sohn erhalten, aus der hervorging, dass er noch am Leben war.

Die Feierstunde entpuppte sich dann als Gottesdienst einer christlichen Sekte.

Bei dem Anlass waren zehn bis zwölf Personen bei den guten Leuten in deren Wohnzimmer zusammengekommen, dazu wir Vier. Ich weiß es noch: An einer Seitenfront des Zimmers stand ein Altar, mit vielen Kerzen erleuchtet. Der Altar hatte etwa die Größe eines Wohnzimmertisches. Vor ihm saß dann bald Herr A. mit einer Gitarre oder Laute in den Händen. Er war in ein weißes Gewand gehüllt, das wie ein etwas gekürzter Talar in der Art eines Russenkittels ihn angenehm schmückte. Er wirkte mit seinem langen grauen Haar wie von einem anderen Stern und fing dann völlig vergeistigt und wie abwesend an zu singen und zu loben. Heute kann ich sagen, er wirkte auf uns wie etwa Nero, als er das brennende Rom besang.

Er sang immer wieder von einem „Schäflein“, das geopfert wurde. Aber die Situation war für mich, und wohl auch für Tante Gretel, etwas komisch, zumal die anderen Anwesenden eine Art Wiederholung einiger seiner Worte halb singend in den Raum riefen und dabei immer wieder von ihren Sitzen aufsprangen.

Um ihren beginnenden Lachkrampf zu verbergen, schnäuzte sich Gretel paarmal in ihr Taschentuch. Aber es hatte auch mich angesteckt und ich musste laut herumdrucksen. Es war eine wirklich ansteckende Situation, die den Lachreiz von uns beiden ungebremst vorantrieb. Es war mir ungeheuer peinlich. Doch der Reiz war immer wieder da, wenn ich meine Tante ansah.

Glücklicherweise wurden unsere ungehörigen Geräusche von dem Gesang übertönt. Und ich muss betonen, dass wir durchaus in unserer Gesinnung religiös eingestellt waren. Nur, dass mich und meine Tante irgendwie die Komik der Situation einfach übermannte. Ach, war mir das peinlich und unangenehm! Schließlich hat solche Ansteckung des Lachkrampfes dann gar nichts mehr mit dem eigentlichen Anlass, der das heraufbeschwor, zu tun. Ich schämte mich vor mir und vor Gott, aber was sollte man in solch einem Augenblick dagegen machen? Schließlich waren auch dieser Tag und die Situation unbeschadet überwunden. Wir erlebten sicher auch mit Frau A. noch andere Momente.

Unsere Überlebenschancen waren zu der Zeit nur gesichert, wenn wir aktiv wurden. Dabei verdankten wir der gewandten Tante Gretel viel. Ich rede da nicht von den pekuniären Möglichkeiten, die unsere kleine Familie zu der Zeit hatte. Wir hatten etwas über viertausend Reichsmark auf Mutters Sparbuch. Gretel hatte zu der Zeit über sechzehntausend als Rücklage. Aber man muss bedenken, dass auch keine weiteren Einnahmen dazu kommen konnten. Wir gingen in den Monaten, etwa bis im Mai der Ami kam, vielfach Mittagessen. Unsere Hauptlokale waren das Weiße Rössl und noch ein kleines, mehr bürgerliche Küche bietendes Restaurant. Beide lagen unmittelbar im Stadtkern. Im Weißen Rössl wurden wir sehr höflich von einem verheirateten holländischen Kellnerpaar bedient, das während des Krieges in Österreich interniert war und folglich die ganzen Kriegsjahre nicht in seine Heimat zurückkonnte.

Natürlich war dieses großzügige international bekannte Ausnahmelokal wohl die etwas teurere Adresse. Gretel zahlte für einen Jungen, Mutter für den anderen Jungen. Das hatten die Frauen gleich zu

Beginn unseres Aufenthaltes vereinbart. Gretel war da für eine klare Linie.

Da fällt mir ein, dass wir Kinder - man muss sich vorstellen, wir litten sehr unter Hungergefühl und es gab viel zu wenig - fast immer oder zumindest sehr oft dort eine kleine Mehlspeise kostenlos als Nachtisch bekamen. So genau weiß ich das natürlich heute nicht mehr, aber es war hauptsächlich der Großzügigkeit und Kinderliebe des holländischen Kellnerpaares zu verdanken. Ich weiß aber noch, dass, als die Amerikaner kamen und das Hotel als ihre Kantine besetzten, uns die Küche einen angefangenen Beutel, der dieses süße Mehlspeisepulver von Oetker enthielt, schenkte. Die Besitzer brachten ihre eigenen Lebensmittel und wohl auch ihre eigenen Köche mit.

In dem anderen Lokal gab es hauptsächlich „Salzburger Nockerln“ und „Spätzle“ und „Buchterln“ zu essen. Man muss dazu sagen, dass es in Österreich zu der Zeit über zwei Monate keine einzige Kartoffel gab (Kartoffeln hießen und heißen wohl noch heute dort „Erdäpfel“). Das war für uns Schlesier sehr bitter und schwer zu ertragen. Schließlich waren die Kartoffelvorräte im Erzeugerland Schlesien zurückgeblieben und in Anbetracht des besonders kalten Winters zum großen Teil erfroren. In dem letzten Jahr vor der Flucht aus der Heimat sagte meine Mutter immer wieder einmal zu uns Kindern, wenn es was Gutes aus den Kellervorräten gab,

„Kinder esst, ehe alles die Russen fressen“.

Und das haben wohl 1944 viele schlesische Hausfrauen zu ihrer Familie gesagt, wenn sie ihre Weckgläser mit Obst oder Wurst aus ihren Kellervorräten holten und großzügig den Inhalt ihr, der Familie „spendierten“.

Eines Tages hat mich in diesem zweiten Lokal ein erwachsener junger Mann, den ich dort schon häufig in der Uniform der Hitlerjugend beim Essen gesehen hatte, angesprochen. Er lud mich ein, an einem Nachmittag der dortigen HJ teilzunehmen. Er war der Fähnleinführer und machte auf mich einen vernünftigen Eindruck.

Wir gingen dann an dem vorgesehenen Nachmittag sozusagen als „Dienst“ in die höher gelegenen Wälder, um herunter gefallene trockene Äste im Unterholz zu sammeln. Wir waren eine ganze Gruppe Jungen. Das Holz wurde für die Flüchtlinge gesammelt. Ich durfte natürlich meinen gesammelten Anteil, den ich zu einem Bündel gebunden hatte und hinter mir herzog, mit nach Hause nehmen. Das war schon vorher zwischen uns so vereinbart worden.

Da fällt mir ein, dass ich schon die ganze Zeit, seit der Schnee in den unteren Bergen geschmolzen war, mit meinem kleinen Bruder dort nach trockenen Ästen suchte, damit Mutter auf unserem Kanonenofen kochen konnte. Dabei entdeckten wir einen Bauernhof am Berghang. Wir fassten bald den Entschluss, dort nach Milch „betteln“ zu gehen. Das heißt, es fühlte sich für uns tatsächlich wie Betteln an, aber wir bezahlten mit Reichsmark - Groschen.

Später, als schon die Amerikaner da waren und der Krieg zu Ende war, haben mich dieselben Jungen, mit denen ich als HJ unterwegs war, dort oben abgefangen, beschimpft und die kostbare Milch, die mein kleiner Bruder in einem Gefäß hatte, einfach auf den Weg gegossen. Dabei haben sie zu mir und meinem Bruder gesagt:

„Jhr Sau-Preißen, - Ihr Nazi- Piepen, vermaledeite !“

Genau so ähnlich hat der bis dahin so charmante SA - Mann, der inzwischen seine Uniform abgelegt hatte,

schlesische Landsleute, die sich auf dem kleinen Marktplatz versammelt oder zumindest „angesammelt“ hatten, beschimpft. Wobei ich in dem Falle nicht so genau den Umstand erkannte, der zu einem Schlagabtausch zwischen einigen schlesischen älteren Männern und dem österreichischen Bürgermeister geführt haben mag. Heute denke ich, dass ich den Mann die ganze Zeit mit anderen Augen wahrgenommen hatte, weil er, bedingt durch meine doch auffallend attraktive Tante, bei uns einen anderen, charmanteren Eindruck erweckte.

Dabei fällt mir noch eine Begebenheit ein, die in die Zeit gehört, als die Amerikaner gerade das Weiße Rössl besetzt hatten.

Die Ami-Soldaten waren zu der Zeit recht flott sich bewegend vorwiegend junge Leute. Sie kauten alle Kaugummi. Dazu machten sie ihre typischen Kaubewegungen und saßen lässig auf oder in ihren Kübelwagen-Fahrzeugen vor dem Weißen Rössl, das ihnen als Kantine diente. Man konnte von ihnen den Eindruck gewinnen, dass sie sich stets etwas langweilten.

Mir und auch bald einigen anderen Jungen war aufgefallen, dass der Ami-Koch immer die beim Kochen benutzten Töpfe und Bratpfannen auf die Kellertreppe stellte, die von seiner Küche, das heißt, der Küche des Weißen Rössl, auf die kleine Straße führte, wo wir als Passanten vorbei gehen mussten.

Bald sah ich dort einige Jungen - Österreicher - die sich an den Pfannen zu schaffen machten, in denen Reste von Bratensauce und anderem Essbaren noch vorhanden war. Der eine Junge kratzte mit einem Kochlöffel, der wohl mehr zufällig in einem der Töpfe

steckte. Er aß und leckte und sah in seinem ganzen Gesicht bekleckert und beschmiert aus wie der „Suppenkasper“ aus dem berühmten Kinderbuch.

Von der Zeit an hatte ich dann immer einen unserer sechs aus Schlesien mitgebrachten silbernen Teelöffel in einer meiner Hosentaschen. Damit gelang mir in den darauffolgenden Tagen öfter ein kleiner „Beutezug“. Doch bald entwickelte sich auf dieser steinernen Kellertreppe eine Art Hierarchie. Dabei kam es zu kleinen Rangeleien und Auseinandersetzungen zwischen uns Jungen. Natürlich waren dabei wir „Saupreißer“ wieder die Eindringlinge in fremde Reviere. Wir waren meistens in der Minderheit. Nur durch meinen wienerischen Freund Wölfl konnte ich die strengen Regeln einige Male unterlaufen. Wölfi war übrigens der Sohn eines ranghohen Offiziers, eines Generals der Deutschen Wehrmacht. Aber hier in Sankt Wolfgang war nur seine „gnädige“ Gemahlin mit einer erwachsenen Tochter und dem Wölfi.

Das Leben schreibt manchmal die schönsten Geschichten. In diesem Zusammenhang komme ich auf zwei Männer, zwei deutsche Soldaten, die unsere guten Freunde wurden.

Sankt Wolfgang wurde seit unserem Eintreffen immer mehr und mehr Lazarettstadt. Der „Weiße Hirsch“, der in den ersten Tagen unserer Anwesenheit noch Flüchtlings- Tagesstätte für bestimmte Mahlzeiten für uns Fremde war, wurde zum Lazarett für siebzig oder achtzig zum Teil schwer verwundete deutsche Landser. Auch andere Hotels der Stadt, die bis dahin noch nicht mit verwundeten deutschen Wehrmachtsangehörigen belegt waren, wurden als Lazarett kurzfristig umfunktioniert. So kam es, dass in diesem kleinen Ort, der genau genommen keine Stadt, sondern mehr ein Marktflecken war, auf einmal über eintausend

Verwundete beherbergt wurden. Überall auf den Hoteldächern waren große weiße, in der Sonne glänzende Kreuze gemalt. Diese sollten feindlichen Fliegern sagen, dass hier das Rote Kreuz tätig ist. Aber hier in die Berge verirrte sich den ganzen Krieg über kein einziger Bomber.

Wir Jungen standen oft an der zentral liegenden Anlegestation zwischen Weißem Rössl und Weißem Hirsch, wo der Dampfer anlegte und Verwundete ausgeladen wurden. Diese brachte man mit ein oder zwei Sanitätsautos im Pendelverkehr in die entsprechenden, notdürftig eingerichteten Lazarette.

Zu der Zeit hatten wir Jungen den Wolfgangsee für unsere Piratenspiele - so möchte ich es nennen - entdeckt.

Mit meinem neuen Freund Wölfi, einem blonden gleichaltrigen Jungen aus Wien, haben wir uns aus einem offenen Bootshaus ein „scheinbar herrenloses“ Ruderboot „gekapert“. Mit dem sind wir tagelang auf dem See herumgefahren. Einmal kamen wir sogar bis nach Zinkenbach hinüber und holten uns dabei einen ordentlichen Sonnenbrand. Auf dem offenen See weht nämlich immer ein leichter, trügerischer Wind, der einen glauben lässt, dass alles paletti ist. Wir bauten uns dann aus einem alten Vorhang und drei Leisten eine schützende Kajüte. Unser Schiff war aber etwas leck, so dass wir immer mit einer kleinen Dose etwas Wasser ausschöpfen mussten. Tante Gretel hätte uns damit nicht erwischen dürfen. Sie hätte wohl die Hände über ihrem Kopf zusammengeschlagen und tüchtig gemeckert!

Später kamen wir auf die Idee, im Wolfgangsee zu angeln.

Mit einer provisorisch von uns zurecht gemachten Angelrute - die Angelhaken dazu hatte Wölfi in einem Laden „entwendet“, um mich hier freundlich auszudrücken - und einer großen Blechdose, gefüllt mit Seewasser, saßen wir am Strand. An die Art der Köder, die wir verwendeten, kann ich mich nicht erinnern.

Wie durch Zufall standen zwei verwundete Landser hinter uns beschäftigt diskutierenden Jungen. Der eine von beiden Männern in etwas abgerissener Soldatenuniform sprach uns an:

„Jungs, zeigt mal her! Das müsst ihr so machen ...“

Bald 'machte' dieser eine von den Beiden ziemlich intensiv mit uns mit. Er zeigte richtigen Sachverstand und er hatte offensichtlich Spaß daran, mit uns Zehnjährigen zu plaudern. Es stellte sich dann bald heraus, dass er aus Breslau war und Kinder in unserem Alter hat. Nur keiner wusste, wo seine Frau mit ihnen auf der Flucht abgeblieben ist.

Der Andere war etwas stiller und abwartend. Beide waren auf einem Spaziergang und langweilten sich offensichtlich.

„Eh , da ist einer dran. Guck mal, der ist ganz schön dick und rund...“

Nach langer Mühe hatten wir fünf oder sechs kleine und große Fischlein zappelnd in unserer großen Blechdose. Wir waren ganz stolz und gut gelaunt. Aber was nun?

Später gingen wir in unser Zuhause. Ich müsste lügen, wenn ich hier behauptete, noch zu wissen, wie der genaue Ablauf war. Doch es kam dazu, dass wir in kürzester Zeit diese beiden Herren mit unseren Müttern bekannt machten. Eines Tages hatten wir jedenfalls beide beim Fische braten bei uns am

Kanonenofen oben dabei. Es stellte sich bald heraus, dass der Breslauer Mann Walter R. hieß und in Breslau eine Speditionsfirma mit mehreren Lastwagen betrieben hatte. Der stillere Herr hieß S. Er hatte, wie sich bald zu Mutter Ernas Freude herausstellen sollte, eine Zahnarztpraxis in Bielefeld. Er war ein etwa fünfundvierzigjähriger verheirateter Dentist.

Das Proberauchen

Wir Kinder litten sehr am Hunger und waren langsam etwas unterernährt. Gretel und Erna fingen an, ab und zu eine Zigarette zu paffen, um, wie sie meinten, ihren Hunger zu unterdrücken. Wobei ich sagen muss, dass Gretel allein eine wirkliche Gelegenheitsraucherin war. Erna hingegen wirkte fast ungeschickt mit einer Zigarette.

Mein Bruder und ich, einschließlich Freund Wölfi, übten in der folgenden Zeit auch ernsthafte aber heimliche Rauchversuche: Wölfi klaute in einem Laden die Zigaretten. Wir smokten sie dann in einem Versteck, das sich auf dem Gelände eines Hotels befand. Wir smokten einmal so intensiv, dass uns richtig übel wurde. Auch auf unserem Boot haben wir es probiert. Ein Gefühl der Freiheit kam dabei in uns auf.

Als die Amerikaner da waren, machten wir dann dasselbe mit Ami-Zigaretten, die etwas angenehmere, vielleicht auch „weltmännischere“ Gefühle erzeugten. Wie sich viele Jahrzehnte später zeigt, sind weder ich noch mein kleiner Bruder Raucher geworden. Den Wölfi habe ich später aus den Augen verloren, weiß also nichts über ihn als Erwachsenen.

Schrecklich und zugleich unappetitlich ist mir in Erinnerung, wie mühsam täglich einige verwundete Landser, die im Weißen-Hirsch-Lazarett untergebracht

waren, aber schon wieder ein bisschen laufen konnten, zwischen den Ami-Autos, die auf dem Platz vor ihrer Tür parkten, nach weggeworfenen Zigarettenstummeln der Besitzer suchten.

Die große sehr hübsche Schwester unseres Spielkameraden Wölfi war in diesem Hirsch-Lazarett als Krankenschwester tätig. Dadurch hatten wir Jungen einen leichteren Zugang zu den Männern. Die freuten sich zum großen Teil, wenn wir sie besuchten. Einige sammelten sogar ihre Brotscheiben, um sie uns dann abzugeben.

Einmal stand ich vor der Offizierskantine deutscher und ungarischer Offiziere, die sich gleich am Marktplatz befand. Dort war es üblich, jeden Tag einem Kind die Möglichkeit zu geben, als Gast am Mittagstisch dieser Soldaten des Offizierskasinos teilzunehmen. Diese Militärangehörigen waren zu der Zeit Internierte. Aber man hatte unter vielen herumstehenden Jungen und Mädchen kaum die Chance, einmal dran zu kommen. Doch plötzlich geschah es, dass drinnen einem Offizier schlecht wurde und er sich infolge dessen übergeben musste: Man führte einen ganz bleich gewordenen Typ hinaus. Ich wurde als nächststehender „Zugucker“ hineingerufen, um den angefangenen Teller des Soldaten leer zu essen. Es waren Nudeln mit Tomatensoße. Die befanden sich unappetitlich auf einem schon angefangenen Teller. Ein ebenfalls schon benutztes Besteck lag daneben.

Ich wollte mich nicht zwischen den für mich Gutes meinenden Soldaten sitzend blamieren und aß, ziemlich angewidert, einen Teil des Tellers leer. Ich war zu feige, hier zu kneifen, obwohl mir dabei fast schlecht wurde. Kohldampf hatte ich ja wie immer. Doch in dem Moment war mir wirklich der Appetit vergangen. Ich

überstand diese peinliche Situation schließlich unbeschadet.

Unter den anwesenden einst hochrangigen deutschen Offizieren saß auch der evangelische Regimentspfarrer. Er hatte den Rang eines deutschen Offiziers und er kannte mich und meine Familie. Wir gingen oft zu ihm zum sonntäglichen Gottesdienst. Unsere beiden Mütter mussten dann immer ganz vorn in der ersten Reihe sitzen. Und wir, das heißt, unsere Mütter, wurden immer sehr respektvoll mit Handschlag vor der Andacht oder danach begrüßt. Ein ungarischer Leutnant gab sogar den beiden Frauen einen galanten Handkuss, den er ganz nach Knigge leicht andeutete. Der Pfarrer war in Uniform und Stiefeln und hatte eine längliche Narbe irgendwo im Gesicht, die wie ein Schmiss aussah. Auf der Brust trug er ein an einer dicken silbern glänzenden großgliedrigen Kette hängendes ebenso silbern glänzendes Jesus-Kreuz. Er stand etwa zwei Meter vor uns vor seinem kleinen, notdürftig aufgebauten Feld-Altar. Zwischendurch traktierte er ein aus heutiger Sicht altmodisches Harmonium mit Händen und auch Füßen. Das Gerät ging mit einer Art Blasbalg, den man mit den Füßen tretend bedienen musste. Der Pastor sang - und ich sang mit dem Pastor:

„Großer Gott, wir loben dich, Herr, wir preisen Deine Werke...“.

Die meisten der Männer, die wohl noch die Grausamkeiten des Krieges vor ihren Augen gehabt haben mussten, stammelten nur. Andere schwiegen ganz.

Da ich die Choräle mit kräftiger, wahrscheinlich auch schöner Stimme, mit ihm, dem Pfarrer, sang, war ich seiner schweigenden Anerkennung sicher. Die Männer im Saal sangen, wie schon gesagt, kaum mit. Ganz hinten an der Wand des Saales saßen einige

Krankenschwestern in ihrem Ornat. Die piepsten etwas leiser mit.

Aus dieser Zeit hatte ich viele Jahre ein ganz kleinformatiges, so genanntes Feldgesangbuch in meinem Besitz. Ich weiß heute nicht, ob ich später noch jemals daraus Liedtexte gesungen habe. Ich glaube eher nicht: Da waren noch Texte aus der Zeit Friedrich des Großen darunter, die wirklich unmöglichen Wortlaut hatten.

Tante Gretel war von uns allen die Kreativste. Ihre Ideen gingen aus meiner ehrlichen Kindersicht gesehen, wenn es um das Überleben ging, fast bis ins Kriminelle. Wenn ich Zweifel an ihrer Vorgehensweise hegte, widerlegte sie meine zu einfältiger Aufrichtigkeit neigenden Thesen.

Eines Tages sagte sie in meinem Beisein zu Eva, einem siebzehnjährigen Mädchen einer mit uns inzwischen befreundeten Familie aus Breslau:

„Evchen, Sie wollen doch auch nicht, dass Ihre Mutti und ihre Schwester hungern, während Sie in einer Bäckerei den ganzen Tag anderen Leuten Brot und Brötchen verkaufen?“

Eva guckte meine Tante treuherzig an und sagte, wenn ich mich richtig entsinne, nichts.

Dazu muss ich sagen, dass Eva eine Stelle als Verkäuferin in der größten Bäckerei des Ortes angenommen hatte. Dort kauften wir fast immer unsere auf Brotmarken zugeteilte Wochenration an Brot: Die Brote sahen hier etwas voluminöser aus.

*„Was würde ihr Vater sagen, wenn er aus der Gefangenschaft kommt und hört, dass „Sie“ - ja, Gretel sagte „Sie“, nicht du - „dass **Sie**“ in einer Bäckerei arbeiteten, während Ihre Familie fast verhungerte“.*

Gretel redete noch weiter. Es war im Beisein der Mutter von Eva. Es entstand eine ungewöhnliche Art Komplizenschaft, die hier geschmiedet wurde. Dabei gab es keine Gegenrede, keine Widerrede: Was Gretel sagte, schien plausibel.

Am nächsten Tag ging ich mit meiner unternehmungslustigen Tante einkaufen - wohin? Natürlich direkt in den Bäckerladen, wo Evchen als junge Verkäuferin tätig war und wo wir auch sonst einen Großteil unserer Brotrationen in Empfang nahmen.

Der kleine Verkaufsraum der Bäckerei war gefüllt mit vielen geduldig wartenden Kunden. Ich meine, es waren alles Frauen oder Mädchen. Hinter dem Tresen bediente auf der linken Seite die Bäckerfrau. Man konnte sie gleich an der Art und Weise, wie sie in ihrer etwas üppigen Form auftrat und mit entschiedener Stimme sprach, als Chefin des Hauses erkennen. Außerdem war sie mir auch von meinen vorangegangenen Einkäufen in dem Laden bekannt. Und dann war ich schon zwei- oder dreimal mit einer Gruppe beliebiger Kinder bei ihr um eine halbe Brotscheibe betteln. Nachmittags, als der Laden ziemlich leer war, war das immer gewesen. Da brauchte ich, Gott sei Dank, selbst nichts zu sagen, denn das tat immer derjenige, der vorne als Erster stand. Da habe ich mich stets gehütet, aus dem Pulk hervorzustechen. Ich war in der Hinsicht ein Schisser, den man ruhig mit drei 'S' hätte schreiben können. Aber in der Gruppe lief man unauffällig mit. Die Bäckerin sah es wohl auch unseren Kinderaugen an, dass wir betteln kamen.

Doch jetzt war ich das erste Mal gefordert. Wenn das nur nicht schief ging! Eva bediente mehr rechts. Die Bäckerfrau, die, wie schon angedeutet, eher etwas

„nudliger“ wirkte, wirbelte schnell einmal wieder mehr in die Mitte oder auf die Gegenseite. Man konnte es wirklich nicht genau abschätzen. Ich hielt mich unterdessen, mit zwei leeren Taschen bewaffnet, halb hinter Tante Gretels ausladend herabhängenden Pelzmantel auf. Den Pelz hatte sie wegen der Hitze im Laden aufgeknöpft.

Wir standen inzwischen ganz auf der Eva - Seite. Die Frau vor uns hatte ein Brot haben wollen. Doch ihre Brotmarken reichten nicht ganz aus. Es wurde dramatisch. Evas Chefin guckte über ihre Schulter und mischte sich schließlich ein. Es wurde noch dramatischer, als die Bäckersfrau sagte:

„Eva, schneiden Sie das Brot durch und geben Sie einen halben Laib, s 'ist ni anders zu mache, wir können ni auffi rechnen.“

Die junge Kundin fing an zu jammern, ich glaube sogar, sie vergoss ein paar Tränen: Sie sagte, sie hätte mehrere Kinder zu Hause und nichts weiter zu essen heute Abend und morgen früh.

Ich weiß nicht mehr, wie es wirklich ausging, aber ich glaube heute, die Bäckersfrau ließ sich schließlich erweichen und gab nach: Die junge Frau bekam das ganze Brot für ihre Kinderschar.

Inzwischen kam ein Geselle mit einem großen Kuchenbrett hinter dem Ladentisch aus der Backstube. Auf dem Brett befanden sich mindestens zehn frische Brote. Wie betörend es gleich zusätzlich in dem kleinen Laden duftete! Denn, wie wohl jeder weiß, duftet es schon so in einem Bäckerladen recht gut.-

Nun waren wir an der Reihe.

„Ich bekomme zwei Bauernbrote und auf diese drei Karten eine Tüte Mehl. Ja, geben sie die große Tüte mit einem Kilogramm drinnen ...!“ sagte Tante Gretel zu Eva gewandt.

Evchen stellte bereitwillig alle gewünschten Waren auf den Tresen. Sie schien, wie von Gretel hypnotisiert.

Mich traf fast der Schlag, als Gretel dann noch sagte:

„Hier habe ich noch zwei Karten von meiner Schwägerin. Geben Sie mir darauf auf die fälligen Marken zehn Brötchen und auch eine große Tüte Mehl!“

Jetzt bekam Eva, so glaube ich es noch vor mir zu sehen, doch etwas gerötete Ohren. Doch sie tat weiter so, als würde sie die Marken von den Lebensmittelkarten abschneiden, die in Wirklichkeit aber nicht vorhanden waren.

Ich stand in der Zwischenzeit wie auf Eiern oder Kohlen in dem kleinen Laden. Die anderen Kunden hinter und neben uns engten uns ein. Aber Gretel zückte ihre Brieftasche und zahlte seelenruhig mit einem großen Geldschein.

Schließlich packte ich all unsere „Beute“ in meine mitgebrachten Taschen.

Wie wir aus dem Bäckerladen raus sind, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls, glaube ich heute noch, war ich sehr froh und erleichtert, als wir bei M. in unseren vier Wänden ankamen.

Am Abend fand sich dann die Familie der Eva bei uns in der Stube ein, um ihren Anteil abzuholen und zu bezahlen. Man muss sich vorstellen, die Waren mussten in dem Fall und auch bei noch später folgenden Aktionen, immer durch zwei geteilt werden: Unsere vierköpfige Familie und die dreiköpfige Familie der Eva. Aus der Sicht betrachtet war unser kleiner Beutezug gar nicht so voluminös ausgefallen, wie ich ihn noch vor einigen Stunden in dem kleinen Bäckerladen empfunden hatte.

Ich tat mich sehr schwer, in der folgenden Zeit wieder mit auf „Beutezug“ zu gehen. Aber meinen kleinen Bruder schickten wir immer öfter mit einem Zettel

bewaffnet, wo alle Teile, die er bringen sollte, vermerkt waren. Ich stand dann draußen, gleich um die Ecke und wartete, um ihm beim Tragen zu helfen.

Damit unser häufiger Besuch in *dem* Laden nicht zu sehr auffiel, kauften wir die Brote, für die die Brotmarken vorgesehen waren, von da an bei dem anderen Bäcker der Stadt. Dort waren die Brotscheiben etwas kleiner und kompakter, was für den Augenschein doch nachteilig war. Man muss bedenken, dass zu Hause jeder sein eigenes Brot über die Woche verteilt verwaltete, indem er Kerben für die einzelnen Wochentage mit dem Messer an seinem Brotlaib machte, die ihm anzeigten, wie viel er über den Tag verteilt essen darf. Es gab nur ein Kilogramm Brot pro Kopf, was für sieben Tage reichen musste. Außerdem gab es fast zwei Monate keine Erdäpfel, wie man da die Kartoffeln nannte. Auch die wenigen Bergbauern hatten kaum diese wertvollen Erdäpfel. Und man musste schon tief in die Tasche greifen, um diese Kostbarkeit zum Schwarzmarktpreis gelegentlich zu bekommen. Das galt auch für Fleisch oder Eier und Milchprodukte.

Mutter kochte jeden Morgen Mehlsuppe. Etwas Milch dazu besorgten mein kleiner Bruder und ich in gewissen Abständen vom Bergbauern. Dazwischen holten wir eine begrenzte Menge im Geschäft von A. Dort wurde mit Hilfe eines Viertel-Liter-Maßes genau abgemessen aus einer großen Milchkanne geschöpft. So war das noch allgemein in den Jahren. Auch dafür gab es bestimmte Lebensmittelmarken, die sowohl für Milch als auch für „Topfen“, wie man hier den Quark nannte, galten.

Aber in jener Zeit wollten die Bauern nach und nach gar kein Geld mehr. Der Wert der Reichsmark sank rapide.

Gretel hatte ein kleines „Spezial“- Kofferchen unter ihren wenigen Habseligkeiten. Als Flüchtling hat man ja soweit fast all seinen Besitz verloren: Da waren aus ihrem Friseurgeschäft, das sie in Breslau zurücklassen musste, einige wertvolle Kosmetika im Angebot. Für eine Tube Creme Royal oder ein Fläschchen 4711 konnte man schon ein halbes Pfund Butter oder ein kleines Stück Räucherschinken erwerben. Man musste nur wissen, wie man es anstellen muss. Und die Gretel - eine geborene Kolle übrigens - wusste schon, wie sie eine Metzger - Gattin oder eine wohlhabende Bäuerin überreden konnte.

Ja, das Salzkammergut und wohl fast ganz Österreich war trotz seiner schmackhaften Küche damals ein richtiges Hungerland für uns Flüchtlinge.

Ich erlebte dann nach dem 8.Mai 1945, als das offizielle Ende des Krieges erfolgte, wie man hunderte ganz abgemagerte Menschen, die in blaugrau gestreiften KZ-Sträflings-Anzügen aus Dachau kamen, nach St. Wolfgang brachte. Diese Skelett-Menschen waren so schwach und heruntergekommen, dass fast zu jedem der folgenden Tage eine Schubkarre mit drei oder vier Leichen zum Friedhof geschoben wurden. Die Schubkarre fuhr immer an unserem Haus vorbei, von normalem Personal geschoben. Sie war dann auf dem Wege zum etwas auswärts der Stadt gelegenen Friedhof. Dort wurden diese Menschenreste in Massengräbern ohne großes Aufsehen begraben.

Damals war ein großer Teil der Bevölkerung, zu dem auch ich gehörte, nicht über alle Gräueltaten „der Nazis“ informiert. Heute weiß jeder, dass es eben neben der Judenverfolgung, die ja offiziell fast für jeden Bürger sichtbar war, noch andere grausame Dinge der Deutschen gab. Wobei es nicht ganz übersehen werden sollte, dass der Russe Stalin und andere Regime etwa

zur gleichen Zeit nicht weniger zimperlich mit Menschen umgingen.

Ein bisschen erkläre ich mir aus solchen Nachkriegsbegegnungen und Erkenntnissen auch den Frust der österreichischen HJ - Gruppe, die versuchte, sich von uns Deutschen zu distanzieren, aus dem Gefühl heraus: *„Wir nicht! - Nun guck mal, die „Preissen“. Jetzt wissen wir e.! Die sein Schuld an allem!“*

Im Juli verließen wir St. Wolfgang und damit Österreich.

Allerlei Aberglauben im alten Schlesien

von Lic. Dr. Ulrich Bunzel

I. Himmelsbriefe

Wozu werden wir, möchte mancher Leser sagen, mit so komischen Dingen gelangweilt? Was sollen wir zum Beispiel von „Himmelsbriefen“, „Unglücklichen Kalendern“ und „Kettengebete“ halten. Worte, die wir überhaupt noch nicht gehört haben.

Nun, diese Dinge gehören gar sehr zum schlesischen Brauchtum unserer Väter. Wir werden aber auch ein kurzes, ernstes Wort, keine langweilige Predigt, über Aberglauben anschließen müssen.

Woher ich keine Kenntnisse und meine vielleicht einzigartige Sammlung dieser Art besitze? Als Gymnasiast habe ich vor etwa 55 Jahren in meinem Heimatort Lichtenau in der Oberlausitz unweit des neuen Schicksalsflusses, der Görlitzer Neiße, die alten

Weiblein der Gemeinde meines Vaters, des Pastors von Lichtenau, aufgesucht, habe ihnen erst etwas von heimatlichem Brauchtum und – natürlich ohne das Wort auszusprechen – Aberglauben erzählt, so dass sie zu ihrem Staunen merkten, der Sohn ihres Pastors wusste auch etwas von diesen geheimnisvollen Dingen, und habe sie auf solche Weise gesprächig gemacht. Manches stenographierte ich auch gleich heimlich auf, um ja nichts von dem Weistum unserer Väter verlorengehen zu lassen. Wenn ich dann, ganz von hinten herum, von Himmelsbriefen redete, wollten sie mich natürlich übertrumpfen und sagten: „Ach, da habe ich auch einen“. Und als sie das vergilbte, oft zerrissene Papier aus der Schublade holten, meine ich: „Ach, das ist ja so alt und zerrissen, soll ich Ihnen das etwa mit der Schreibmaschine schön abschreiben?“ – „Das kann ich doch nicht verlangen.“ – „Nein, aber ich tue es gern.“ Das sagte ich aus voller Überzeugung und fügte hinzu: „Ich werde Ihnen mit der Schreibmaschine sogar zwei Stück anfertigen und mir dafür das alte Papier behalten.“ Die alten lieben Mutteln mochten wohl glauben, wenn der Sohn des Pastors einen Himmelsbrief abschreibt, muss er doch doppelt wirksam sein. So war gleich zweien geholfen: den lieben Mutteln und mir, der ich auf diese Weise etwa ein Dutzend solcher heute sonst auch bei den Schlesiern fast ganz in Vergessenheit geratenen Dokumente in meiner Sammlung habe. Die Pädagogische Akademie in Dortmund hat im Zusammenhang mit einer Examensarbeit über schlesisches Brauchtum eine Anzahl dieser Himmelsbriefe photokopiert.

Was ist eigentlich ein solcher „Himmelsbrief“? Es ist ein gedrucktes oder meist handschriftlich geschriebenes Stück Papier, ein „Schutzbrief“, in dessen Besitz man vor Unfall aller Art „geschützt“ zu

sein glaubte. Solch ein Schutzbrief war meist von einem anderen abgeschrieben worden. Bei einzelnen Briefen war sogar der Name des Besitzers, der dadurch geschützt werden sollte, besonders eingetragen. Ein Himmelsbrief, Gredoria geheißen, war bei Heinrich Kühn in Neuruppin erschienen, ein anderer, gleichfalls in meinem Besitz befindlicher, bei Karl Weichert in Chemnitz, Verlag von Leopold Hager in Chemnitz, Abteilung für literarische und literaturhistorische Kuriositäten.

Was steht eigentlich in einem solchen Himmelsbrief? Einmal befinden sich darin durchaus zweckmäßige Vorschläge, Vorschriften, die man als Auslegung der Zehn Gebote, besonders des Dritten Gebotes, bezeichnen könnte. Da heißt es etwa: Ihr sollt am Feiertag nicht arbeiten, sondern Gottes Wort hören und fleißig zur Kirche gehen. Ehre Vater und Mutter, und rede nicht falsches Zeugnis wider Deinen Nächsten. Seid mit der Zunge nicht falsch, damit Ihr die ewige Seligkeit erlangt. Schäme Dich von Menschenlust und Begierde. Wer Gott vertraut, hat wohlgebaut. Je größer die Not, je näher ist Gott. Mit Gott fang Deine Sachen an, dann wird es guten Fortgang han. Des Christen Herz auf Rosen geht, wenn's mitten unter Dornen steht.

Aber diese und ähnliche Worte und Auslegungen von Gottes Geboten, wie sie bisher angeführt wurden, sind leider nicht das einzige in solch einem „Schutzbrief“. Das Wichtigste ist, dass der Besitz eines solchen Briefes vor Unfall aller Art schützen soll. Da heißt es etwa: Wer diesen Brief bei sich trägt oder zum Lesen und Abschrieben gibt, wird von einem geladenen Gewehr keinen Schaden haben. Dieser Brief schützt vor allem Geschütz. So wie Christus im Ölgarten stille stand, so sollen alle Geschütze stille stehen. Ich

beschwöre alle Gewehre alle Gewehre bei dem lebendigen Gott. Wenn einem die Nase blutet, hört sie sofort auf zu bluten, wenn man diesen Brief zur Hand nimmt. Kein Blitz oder Donner, kein Feuer oder Wasser kann ihm etwas antun. Der Besitzer des Briefes wird nicht gefangengenommen werden können. Eine Frau wird leicht entbinden, wenn der Mann ihr diesen Brief zur rechten Seite legt. Sie wird eine schöne Frucht zur Welt bringen. Wer diesen Segen bei sich trägt, wird vor aller Gefahr geschützt sein.

Als Beweis für diese Schutzkraft wird gesagt, wer es nicht glaubt, der soll den Brief einem Hund an den Hals hängen und danach schießen. Er wird ihn nicht treffen. Ein Graf, in einem Brief wird sogar sein Name genannt: Philipp von Flandern, hatte einen Ritter, dem wollte er den Kopf abschlagen lassen. Aber der Scharfrichter vermochte es nicht. Der Ritter zeigte den Brief mit geheimnisvollen Buchstaben. Oder es heißt: Der Brief ist vom Himmel gefallen, in Holstein 1724 gefunden, mit goldenen Buchstaben geschrieben und schwebte über der Taufe. Wenn man ihn greifen wollte, wich er zurück. Aber wenn man ihn abschreiben wollte, da neigte er sich dem Schreiber zu. Immer wieder wird die Wirksamkeit dieses Himmelsbriefes durch Anrufung des Dreieinigen Gottes bekräftigt.

Was sagen wir zu einem solchen Himmelsbrief? Über die Torheit, um kein anderes Wort zu gebrauchen, dass der Graf, dessen Nams sogar gelegentlich genannt wird, seinem Ritter das Haupt nicht abschlagen lassen konnte, weil er einen solchen Schutzbrief bei sich trug, oder über die Torheit, dass der Brief, wobei sogar Ort und Tag der Auffindung genannt wird, vom Himmel gefallen sei oder über der Taufe schwebte, sagen wir kein Wort. Das Papier wäre zu schade, wollten wir erst solchen Unsinn widerlegen.

Aber was sagen wir zu der Behauptung von der Wirksamkeit eines solchen Briefes? Wir sagen: Es ist für den Christen völlig unmöglich, zu glauben, dass ein totes Stück Papier schützen kann, auch wenn geheimnisvolle Buchstaben oder das Kreuzeszeichen neben all dem eben Angedeuteten stehen. Als Christen wissen wir von einem anderen Schutz, von dem Immanuel Kant, einer der größten Gelehrten der Welt und Philosophieprofessor an der Universität Königsberg, gesagt hat: Es ist der größte Satz der Weltliteratur, also nicht nur der Bibel, der Satz des 23. Psalms: „Und ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück; den Du bist bei mir.

Aber, so höre ich manche sagen: Du hast doch soeben selbst erklärt, dass sich schöne Worte, wie die Auslegung der Gebote Gottes, in einem solchen Briefe finden, dass immer wieder der Dreieinige Gott angerufen wird. Das ist, sagen wir, ja gerade das Satanische eines solchen Briefe. Der Teufel verkleidet sich immer gern in einen Engel des Lichtes. Der Satan hat bei der Versuchung Jesu den Heiland dadurch zu Fall zu bringen versucht, dass er ihm einen Bibelspruch entgegenhielt. Wer von Besprechen, Zauberei und ähnlichen Dingen etwas weiß, und ich weiß etwas davon von meinen volkskundlichen Studien her, der weiß auch, dass sich die dämonischen Mächte bei diesen dunklen Dingen vor Anrufung des Namens Gottes nicht scheuen, ihn im Gegenteil oft nennen. „Die Teufel glauben auch an Gott und zittern“, sagt die Heilige Schrift.

II. Unglückliche Kalender und Kettenbriefe

Unglückliche Kalender, darunter verstand man eine Zusammenstellung von Tagen, bei denen es z.B. hieß: „Wird an diesem Tage ein Kind geboren, bleibt es nicht

lange am Leben und wird selten alt.“ – „Wer an diesem Tage eine Reise tut, kommt krank nach Haus.“ Fast spaßig ist es, dass in den verschiedenen „Unglücklichen Kalendern“ ganz verschiedene Tage als „unglücklich“ angegeben werden. Bei einem solchen Kalender heißt es: „Von den 42 Tagen sind 5 die unglücklichsten, 3 Tage sind ganz unglücklich: am 1. April ist Judas, der Verräter, geboren, den 1. August ist der Teufel vom Himmel geworfen worden, den 1. Dezember ist Sodom und Gomorrha versunken.“ Bei einem solchen „Unglücklichen Kalender“ heißt es sogar am Ende: „Den 14. Dezember abends in der 12. Stunde, ohne ein Wort zuzusagen, an jede Tür zu schreiben.“ Bei einem in meinem Besitz befindlichen solchen Kalender sind wie zur Versöhnung auch „Glückliche Tage“ genannt. Fast scherzhaft war mir folgender Vorfall. Als ich einmal bei einer alten Mutter über „Unglückliche Kalender“ sprach, meinte sie mitleidig zu ihrer Enkeltochter: „Annerl, du stirbst auch keines natürlichen Todes, du bist am 1. August geboren. Das ist ein ganz unglücklicher Tag!“ Annerl sah seine Grula treuherzig an, wusste nicht recht, ob sie sich ob ihrer schmerzlichen Berühmtheit geschmeichelt vorkommen oder bedauert werden sollte. Hoffen wir, sie verstand den tiefen Sinn, um nicht zu sagen Unsinn, der Großmutter nicht.

Was sagen wir zu dieser Tagewählerei? Sie ist uralt und ewig neu. Schon der Apostel Paulus spricht im Römerbrief davon, wenn er sagt: „Einer hält einen Tag vor dem anderen; der andere aber hält alle Tage gleich.“ Und noch heute scheuen sich wohl manche, am Freitag zu heiraten, andere wählen gerade diesen Tag, weil es der Tag der Freia ist, der Beschützerin der Ehe in der nordischen Sage.

Und nun die „Kettenbriefe“! Solche einer beginnt: „Herr, erlöse uns von dem Übel, dass es uns wohl gehe“, ein an sich schönes Gebet, wobei man das Wort „Übel“ erst inhaltlich erklären müsste. Aber dann heißt es weiter: „Dieser Brief stammt aus Jerusalem, und wer ihn erhält, soll ihn jeden Tag an einen anderen lieben Menschen schicken, neun Tage lang. Wer diese Kette bricht, wird unglücklich. Wer sie aber hält, wird am neunten Tage große Freude haben und von allem Unglück frei sein.“ Und weiter: „Diese Kette ist ausgegangen von einem amerikanischen Offizier und soll 24mal um die Erde gehen.“ Natürlich! Wenn etwas nicht „von weither“ ist, ist es ja nichts Wert. In einem solchen Kettenbrief, den ich hier im Westen, natürlich anonym, wie diese Briefe sind, bekam, heißt es am Ende: „Schreiben Sie, ehe 24 Stunden vergehen, einem, der Ihnen und Ihrer Familie Glück wünscht. Dieser Brief ist mir zugesandt, es ist kein Spott.“

Etwas muss ich doch am Ende als Schlesier, sozusagen als Ehrenrettung für meine Landsleute, sagen. Man könnte erklären: Ihr scheint in Schlesien recht abergläubisch gewesen zu sein. Darauf möchte ich antworten: Gewiss ist Schlesien als das Land der Sinnierer und Spintisierer bekannt, und doch – gab es in Schlesien Aberglauben? Ich erwähnte soeben, dass ich hier im Westen einen Kettenbrief mit der Post zugeschickt erhielt. Und ich füge an: Als ich bei meiner Promotion im ersten Weltkrieg einen öffentlichen Vortrag zu halten hatte, sprach ich über „Kriegsaberglauben“. In ihm sprach ich von der „Geisterschlacht am Birkenbaum zwischen Unna und Werl in Westfalen“, von dem „Zweiten Gesicht“, von den „Spökenkiekern“. Ich habe aber noch keinen Westfalen getroffen, der von diesen Dingen als etwas gegenwärtig Erlebtem gesprochen hätte. Und was ich von schlesischen Dingen berichtete, das haben mir,

dem damaligen Gymnasiasten, die alten Mutteln meines Heimatdorfes erzählt.

III. Wiederkommen Verstorbener

Zum Abschluss muss ich noch von einer anderen abergläubischen, aber vor einem halben Jahrhundert noch durchaus lebendigen Vorstellung berichten, von dem Wiederkommen Verstorbener.

Mein Vater war Pastor in einem Bergarbeiterdorf Lichtenau, Kreis Lauban, unweit der Görlitzer Neiße, bei dem sich eine Reihe von Braunkohlengruben befand. Ich erinnere mich an mehrere Begräbnisse von tödlich verunglückten Bergleuten. So war auch der „alte Fabisch“ unter Tage zu Tode gekommen. Den Namen dieses Verunglückten habe ich heute noch, nach mehr als 50 Jahren, im Gedächtnis behalten, weil man ganz allgemein von ihm sagte: „Er geht um.“ Dass er umging, war ganz allgemein bekannt. Als ich einmal einen Bergmann fragte: „Ist Ihnen auch schon der alte Fabisch begegnet?“ erwiderte er fast vorwurfsvoll ob meiner Unkenntnis der „Geographie der Unterwelt“: „Ich bin doch im Albertschacht. Der geht doch in der Elsazeche um.“ Fabisch erschien, so erzählte man mir, ohne Kopf, aber mit Zylinder. Wie das technisch möglich war, habe ich nicht feststellen können. Besonders interessant wurde mir die Sache, wenn ich fragte: „Warum geht der Fabisch um?“ Die am materialistischen dachten, meinten: „Er hat viel Geld bei sich gehabt, das will er jetzt holen“. Andere, die etwas „geistiger“ über die Sache nachdachten, erklärten: „Er ist doch auf dem Friedhof begraben, aber anderswo unter Tage verunglückt. Da findet seine Seele keine Ruhe und geht zwischen dem Ort des Unglücks und der Grabstätte hin und her.“ Von denen, die einen noch tieferen Grund für das Wiederkommen

suchten, sagten die einen: „Er hat immer die Pferde so geschunden, nun findet er zur Strafe keine Ruhe“; denn früher wurden die Kohlenloren unter Tage bekanntlich nicht elektrische weiterbefördert, sondern von Pferden gezogen. Die anderen sagten: „Er hätte gerettet werden können, aber die anderen Kumpel sind weggelaufen und haben nur an ihre eigene Sicherheit gedacht. Nun lässt er ihnen keine Ruhe.“ Wenn so vier verschiedene Gründe für das Wiederkommen des Fabisch angegeben wurden, dann ersieht man daraus, wie allgemein die Vorstellung war, dass er wiederkam. Verschiedener Meinung konnte man nur über den Grund seines Wiederkommens sein.

Es scheint, als ob unsere schnelllebige Zeit zwar von Technik und Sport, von Atombomben und Weltraumfahrten genügend wissen will, aber von den „anderen Dingen“ oft nicht viel hält. Sie lächelt über die geheimnisvollen Erlebnisse unserer Großväter in der Vergangenheit, und sie zuckt wohl gelegentlich die Achseln über die Bezeugung der Kraftquellen unseres Christenglaubens in der Gegenwart.

Vor mehr als 50 Jahren versuchte ich einmal einer Frau meines Heimatortes klarzumachen, dass es doch eine Torheit sei, bei Ausbruch eines Feuers den Backtrog mit der Öffnung gegen das brennende Feuer zwischen den Brand und das eigene Haus zu stellen, um den Flammen den Weg zu verlegen. Sie erklärte mir daraufhin nur mit überlegenem Lächeln: „Herr Bunzel, Sie glauben an Gott, ich glaub‘ an den Backtrog!“ In so staunenswerter Naivität, um kein anderes Wort zu gebrauchen, ist mir sonst nie die Torheit des Aberglaubens der Kraft des Christusglaubens gegenübergestellt worden.

aus: Schlesischer Heimatkalender 1964 von Dr. Karl Hausdorff



Festschrift „70 Jahre Landsmannschaft Schlesien“

Diese 56-seitige, sehr reich bebilderte Publikation geht nicht nur auf die Geschichte der Landsmannschaft Schlesien ein, sondern umfasst auch die zahlreichen Facetten der Historie Schlesiens. Außerdem finden Sie dort Beiträge über ausgewählte schlesische Einrichtungen in der Bundesrepublik Deutschland.

Es ist eine Publikation, mit der Sie Interesse an Schlesien und der Landsmannschaft Schlesien bei der jungen und mittleren Generation, bei Verwandten, Freunden oder Nachbarn wecken können. Diese moderne Veröffentlichung ist ein sehr gutes Werbemittel für Schlesien, denn Schlesien sind wir, denn Schlesien verbindet!

Schutzgebühr: 15.00 Euro (inkl. Versandkosten)

Zu beziehen bei der Landsmannschaft Schlesien –
Nieder- und Oberschlesien e.V., Dollendorfer Str. 412,
53639 Königswinter – Tel. 02244/9259-0

Für den Inhalt verantwortlich:

**Wolfgang Giernoth
Gebr.-Wright-Str. 12
53125 Bonn**

**Telefon: 0228/254556
E-Mail: wolfgang@giernoth.de**

Auflage: 450

Redaktionsschluß: 20. Mai 2021

Zuschriften in allen Vereinsangelegenheiten bitte an

**Namslauer Heimatfreunde e.V.
Gebr.-Wright-Str. 12
53125 Bonn**

**(Tel. 0228/254556 oder E-Mail: wolfgang@giernoth.de –
Schriftführer W. Giernoth)**

Der Jahresmitgliedsbeitrag beträgt z.Zt. mindestens 7,50 EURO.

Zahlungen an:

**Namslauer Heimatfreunde e.V. in 53125 Bonn
IBAN und BIC bei Überweisungen:
Kreissparkasse Euskirchen =
IBAN: DE83 3825 0110 0002 6135 45; BIC: WELADED1EUS**

Hinweis:

Die „Namslauer Heimatfreunde e.V.“ verfolgen ausschließlich und unmittelbar gemeinnützige Zwecke im Sinne des Abschnitts „steuerbegünstigte Zwecke“ der Abgabenordnung.

Wir sind wegen Förderung der Heimatpflege (§ 52 Abs. 2 Satz 1 Nr. 22 AO) nach dem Freistellungsbescheid des Finanzamts Euskirchen - StNr. 209/5727/0450 - vom 13.08.2020 für den letzten Veranlagungszeitraum 2017 bis 2019 nach § 5 Abs. 1 Nr. 9 des

Körperschaftsteuergesetzes von der Körperschaftsteuer und nach § 3 Nr. 6 des Gewerbesteuergesetzes von der Gewerbesteuer befreit.

Die Einhaltung der satzungsmäßigen Voraussetzungen nach den §§ 51, 59, 60 und 61 AO wurde vom Finanzamt Euskirchen – StNr. 209/5727/0450 – mit Bescheid vom 02. September 2014 nach § 60a AO gesondert festgestellt. Wir fördern nach unserer Satzung den gemeinnützigen Zweck „Förderung der Heimatpflege“.